

Die Wahrnehmung symbolischer Grenzen und die Strategien von Grenzarbeit

Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Generation von Migrant/-innen¹

Jürgen Gerhards und Florian Buchmayr

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Belonging and symbolic boundaries in the perception of immigrants«

Mit Bezugnahme auf die Literatur zu symbolischen Grenzziehungen rekonstruieren wir, ob sich die erste und zweite Generation von Migrant/-innen in der Wahrnehmung der symbolischen Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischer Minderheit unterscheiden. Wir analysieren, in welchem Maße sie (1) unterschiedliche Kategorisierungs- und Diskriminierungserfahrungen gemacht haben und (2) welche verschiedenen Strategien des Umgangs mit der symbolischen Grenzziehung und des Stigma-Managements die beiden Generationen entwickelt haben. Wir analysieren diese Fragen am Beispiel von Vornamen, weil sich diese als sensibler Indikator zur Analyse von Grenzziehungsprozessen herausgestellt haben. Hören wir im deutschsprachigen Kontext zum Beispiel die Namen Alexios, Omar, Phuong oder Bill, dann schließen wir aufgrund des Vornamens, dass es sich bei seinen Träger/-innen wahrscheinlich um eine Person mit Migrationshintergrund handelt. Vornamen haben Signalfunktion, weil sie als Marker von Gruppenidentität fungieren (können).

Die empirische Grundlage unserer Untersuchung bilden elf Gruppendiskussionen mit jeweils vier bis sechs Personen pro Gruppe und sechs Gruppendiskussionen, an denen jeweils zwei Generationen einer Familie teilgenommen haben. Die Teilnehmer/-innen bzw. deren Eltern stammen aus sehr unterschiedlichen Herkunftsländern (Türkei, Serbien, Bosnien, Polen, Russland, Italien, Vietnam, China und dem arabischen Raum (Libanon, Syrien)). Die Auswertung der Gruppendiskussionen folgt der Logik qualitativer Inhaltsanalyse mit dem Ziel einer Typenbildung.

Ein Artikel, der mittlerweile zur Publikation in einer Fachzeitschrift akzeptiert wurde (Gerhards, Buchmayr 2018), stellt den theoretischen Rahmen unserer Untersuchung, die Methode und die Ergebnisse ausführlich dar. Dort finden sich auch die entsprechenden Literaturverweise. Wir beschränken uns an dieser Stelle auf eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse.

¹ Der Beitrag fasst die Ergebnisse einer Untersuchung zusammen, die im Kontext des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts des Sonderforschungsbereichs „Affective Societies“ durchgeführt wurde.

Grenzaufweichung und Grenzkontraktion: Veränderungen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen

Folgt man den unterschiedlichen Erfahrungen der Migrant/-innen der ersten und zweiten Generation sowie ihren Wahrnehmungen des gesellschaftlichen Wandels, dann werden die beiden Generationen unterschiedlich von der Mehrheitsgesellschaft kategorisiert und vor allem bewertet. Die symbolische Grenze zwischen dem, was typisch deutsch und was typisch migrantisch ist, hat sich aus der Perspektive der von uns interviewten Personen im Zeitverlauf verändert. Der Vergleich der Erfahrungen der beiden Generationen ist insofern ein Indikator für gesellschaftliche Wandlungsprozesse. Die symbolische Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischen Minderheiten ist aus der Perspektive bestimmter Migrant/-innen zunehmend aufgeweicht worden. Dieser Prozess der Grenzaufweichung zwischen Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft gilt aber nicht für türkisch-arabische Migrant/-innen, die sich selbst als Muslime begreifen bzw. so kategorisiert werden. Für diese Gruppe scheinen sich die Grenzen kontrahiert zu haben, was ihre Handlungsoptionen begrenzt.

Grenzaufweichungen zwischen Mehrheitsgesellschaft und Migrant/-innen

Viele der von uns interviewten Personen aus der *zweiten Generation* haben den Eindruck, dass die Grenze zwischen der Mehrheitsgesellschaft und den migrantischen Minderheiten im Zeitverlauf durchlässiger geworden ist, weil die Mehrheit gegenüber den Minderheiten im Vergleich zur ersten Generation toleranter geworden ist. Der russischstämmige Jan spricht zum Beispiel über diese „wechselnde Gesellschaft“, die es möglich macht, die eigene migrantische Identität als etwas Selbstverständliches zu betrachten. Im Gegensatz zur Generation seiner Eltern brauche man jetzt keine Angst mehr zu haben, fremd klingende Namen zu vergeben.

Jan: Aber vielleicht der einzige Unterschied ist, dass wie gesagt auch, was ja gerade erwähnt wurde, diese wechselnde Gesellschaft hier, dass man keine Angst mehr haben sollte oder muss, dass man irgendwie ausgegrenzt wird aufgrund des Namens also, ich denke, jetzt kann jeder selbstbewusst oder auch irgendwie ohne Angst einen Namen vergeben. (GD 10: 1055–1059)

Die neue multikulturelle Selbstverständlichkeit ermöglicht nicht nur Selbstbewusstsein und Stolz, sondern auch Gefühle demonstrativer Gelassenheit. Michail macht darauf aufmerksam, dass mittlerweile viele Kulturen in Deutschland zu Hause seien. Ausländische Namen befremdeten niemanden mehr und die Namenswahl sei zusehends „egal“, da die Menschen bei der Namenswahl nun ohnehin mehr auf ästhetische Kriterien achten.

Interviewer: Ja, oder ob Ihnen selber auffällt, dass es Unterschiede gibt, und ob es überhaupt Unterschiede gibt, und wenn, zwischen der ersten und zweiten Generation, und wie man die erklären könnte.

Michail: Ich denke, jetzt, da wo wir in einem Land leben, wo viele Kulturen zu Hause sind, ist es mittlerweile egal, welchen Namen man wählt. Es ist nur, dass er schön klingt und dass man damit nicht irgendwie Beleidigung empfinden kann. (GD 10: 1041–1046)

Für Michail sind ausländische Namen durch die Omnipräsenz vieler unterschiedlicher Kulturen nichts Besonderes mehr. Die Vergabe von fremden Namen ist für ihn entpolitisiert; entsprechend ist es egal,

welchen Namen man wählt. Namensgebung ist für ihn keine Frage von Gruppenidentität mehr, sondern eine des Geschmacks.

Angehörige der zweiten Generation sprechen explizit den gesellschaftlichen Wandel des Diskurses über migrantische Minderheiten an. Sie betonen, dass Migrant/-innen – ganz gleich ob sie zur ersten oder zur zweiten Generation gehören – heutzutage tolerantere Rahmenbedingungen bei der Namenswahl vorfinden als früher. Aber auch die Ausführungen der *ersten Generation* reflektieren diese gesellschaftlichen Veränderungen. So erzählt Alina, Michails Mutter, dass sich ihre Sicht auf die Namensgebung ebenfalls geändert habe. Ihre Vorsicht und Ängste bei der Namensgebung waren unbegründet, da das Stigma-Potential von Namen zusehends kleiner geworden sei. Sie hält ein offensiveres Namensmanagement deshalb für möglich.

Grenzkontraktion für Migrant/-innen aus der Türkei und dem arabischen Raum

Die beschriebenen Prozesse der Grenzaufweichung zwischen Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft gelten aber nicht für alle Migrant/-innen gleichermaßen. Gesellschaftliche Diskurse haben im Laufe der letzten Jahre nicht nur zu einer Aufweichung, sondern für bestimmte Gruppen zu einer Kontraktion der Grenze geführt. Für Migrant/-innen aus der Türkei und dem arabischen Raum, die sich selbst als Muslime kategorisieren bzw. so von der Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen werden, entsteht damit eine paradoxe Situation. Einerseits sehen sie, dass die Mehrheitsgesellschaft die Idee der kulturellen Vielfalt zunehmend akzeptiert, andererseits verspüren sie einen Prozess der Grenzkontraktion. Einige der von uns interviewten Personen diskutieren explizit die veränderten Kontextbedingungen, die ihre tatsächliche oder unterstellte Religionszugehörigkeit zum Problem haben werden lassen. Auffällig ist, dass die türkisch- und arabischstämmigen Migrant/-innen vor allem den negativen Einfluss der Medien reflektieren.

Ahmet: Wenn man diese ganzen Fakten mal hinterher sieht, von die ganzen Medien-Kampagnen und Hetz-Kampagnen gegen Muslime. (GD 2: 703–704)

Nour: Und dann hat der Mensch gegenüber schon ein Bild, aber ohne vorhin schon mit einem schon gesprochen zu haben. Da finde ich halt doch ziemlich schade. Das ist natürlich auch der negative Einfluss der Medien, der eben auch uns so weit gebracht hat. (GD 11: 462–465)

Auch konkrete gesellschaftspolitische Entwicklungen wie der Aufstieg der AfD oder der Erfolg von Donald Trump werden angesprochen. Die Auswirkungen stigmatisierender Diskurse können in der Folge zu einer Rückbesinnung auf die Herkunftsidentität führen. Nagihan vergleicht in diesem Zusammenhang die Namenspolitik der zweiten, türkischstämmigen Generation in Deutschland mit jener von gebildeten, jungen Türk/-innen in der Türkei. Dort würden moderne und westliche Namen zusehends an Popularität gewinnen, während für ihresgleichen in Deutschland aufgrund der antimuslimischen Diskurse eine eher konservative und reaktive Identitätspolitik provoziert würde, da es in Deutschland vor allem wichtig sei, an der Identität festzuhalten, die so stark unter Beschuss geraten sei.

Nagihan: Die Leute, die dort leben, die entwickeln sich sozusagen weiter und orientieren sich mehr an Europa, weil sie halt modern sein möchten und wir möchten halt so eher an unserer Identität // Haydar: festhalten // stark festhalten und auf unserer Kultur bestehen. (GD 2: 1407–1409)

Nagihan verweist hier auf unterschiedliche Referenzsysteme von Türk/-innen in Deutschland und jenen in der Türkei. Während eine türkische Identität in der Türkei eine Selbstverständlichkeit darstellt und nicht hinterfragt wird, muss in der Diaspora in Deutschland um diese erst gekämpft werden.

Insgesamt zeigt der Vergleich, dass die von uns interviewten Personen der ersten und zweiten Generation die symbolische Grenze zwischen sich und der Mehrheitsgesellschaft unterschiedlich wahrnehmen. Wir interpretieren diesen Unterschied als eine Kohortendifferenz, die einen gesellschaftlichen Wandel spiegelt. Während die erste Generation mehr von Erfahrungen der Exklusion und der Grenzschließung berichtet, scheint die symbolische Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischen Minderheiten aus der Perspektive der zweiten Generation permeabler geworden zu sein. Dieser Prozess der Grenzaufweichung gilt aber nicht bzw. weniger für Migrant/-innen aus dem türkisch-arabischen Raum, die ihre Erfahrungen der Fremdkategorisierung als Muslime als Grenzkontraktion erleben.

Unterschiede in der Grenzarbeit zwischen der ersten und zweiten Generation

Die Tatsache, dass wir in der Wahrnehmung der Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und Migrant/-innen zwar Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Generation finden, diese zwischen den verschiedenen Migrant/-innengruppen allerdings sehr verschieden ausfallen, zeigt sich dann auch in den präferierten Strategien der Grenzarbeit. Entsprechend können wir auch diesbezüglich nicht von generalisierbaren Unterschieden zwischen der ersten und zweiten Generation sprechen, sondern unterscheiden zwischen Migrant/-innen aus der Türkei sowie dem arabischen Raum und anderen Migrant/-innengruppen.

Zwar gilt für die erste Generation beider Gruppen, dass sie im Unterschied zur zweiten Generation ihren Status als Fremde in höherem Maße akzeptieren. Aus einer ähnlichen Ausgangslage folgt aber eine unterschiedliche Grenzpolitik. Während Personen aus der Türkei und dem arabischen Raum eher ihre Herkunftsidentität bewahren und durch die Namensvergabe auch an die Kinder weitergeben wollen, finden wir bei den anderen Migrant/-innengruppen eher eine assimilative Strategie.

Für die zweite Generation stellt sich die Ausgangssituation insgesamt ganz anders dar. Sie ist in Deutschland aufgewachsen und im Vergleich zur ersten Generation in allen Dimensionen in die Mehrheitsgesellschaft deutlich besser integriert. Daraus erwächst der Anspruch auf Anerkennung. Während die weder aus der Türkei noch aus dem arabischen Raum stammenden Migrant/-innengruppen den Eindruck haben, von der Mehrheitsgesellschaft akzeptiert zu werden, sich in der Folge selbst als Deutsche wahrnehmen und auch eine deutsche Namensgebungspraxis verfolgen, gilt dies für Türk/-innen und arabische Migrant/-innen nicht in gleichem Maße. Sie haben den Eindruck, dass sie von der Mehrheitsgesellschaft nicht anerkannt werden. Dies führt entsprechend häufig zu einer Rückbesinnung auf die Herkunftsidentität und zu einer offensiven Grenzpolitik – eine Strategie, die man mit Rückgriff auf die Terminologie von Andreas Wimmer (2008) als Grenzumwertung beschreiben kann.

Generationale Unterschiede bei Türk/-innen und Migrant/-innen aus dem arabischen Raum

Migrant/-innen der *ersten Generation* aus der Türkei und dem arabischen Raum interpretieren sich selbst als Fremde und sehen eine ausgeprägte Distanz zwischen ihrer Identität und der der Mehr-

heitsgesellschaft. Sie betrachten die Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischen Minderheiten als eine natürliche und reproduzieren diese mehr oder weniger unbewusst durch ihre Grenzarbeit.

Rabia: Die Deutschen sind deutsch, wir sind Muslime. Weiter gibt's nicht. Man kann sich gut verstehen, man lebt zusammen, aber Weiteres geht nicht. Ich kann auch nicht sagen: Komm Deutscher, sei von uns. Das darf ich auch nicht. (...) Weil das würde nicht gehen, irgendwann würde es, wie soll ich sagen, es würde jemanden stören nach und nach später. Es geht nicht. Deutscher bleibt deutsch und Muslime bleibt Muslime oder wie auch immer. (GD 13: 571–577)

Rabia substantialisiert den Unterschied zwischen Deutschen und Türken. Beide Gruppen werden nicht als verschieden wahrgenommen, sondern sie sind aus ihrer Sicht andersartig und haben unterschiedliche Gewohnheiten und Einstellungen. Eine Auflösung oder Verwischung dieser Grenze erscheint weder wünschenswert noch möglich zu sein.

Bezüglich der Vergabe von Vornamen wird betont, dass diese gleichsam automatisch erfolge, eine Entscheidung zwischen einem Namen aus der Ankunfts- oder Herkunftsgesellschaft im Grunde keine eigentliche Wahloption darstelle. So berichtet die in der Türkei geborene Nuran in einer Gruppendiskussion mit ihrer Tochter Amina, dass sie bei der Namensvergabe nicht viel nachgedacht habe. Für die Auswahl des Namens spielen vor allem die Herkunftskultur und die Tradition eine wichtige Rolle. So erzählt auch Amira in einer arabischen Gruppendiskussion, dass sie ihrem Kind „natürlich“ den Namen ihres Schwiegervaters geben würde, weil das so Tradition sei. Die Frage, ob ein für die Aufnahme-gesellschaft typischer Name in Frage käme, stellt sich für sie überhaupt nicht.

Auch die *zweite Generation* bevorzugt Namen aus dem Herkunftsland. Allerdings sind die Motive hier ganz anders gelagert. Aus der vorreflexiven Entscheidung der Eltern entsteht hier ein sehr bewusster Entschluss. Der Unterschied ergibt sich aus der Tatsache, dass sich die zweite Generation in einer gänzlich anderen Ausgangslage befindet als die erste. In Deutschland aufgewachsen, ist die zweite Generation im Vergleich zur ersten in fast allen Dimensionen strukturell besser integriert. Sie sehen sich als Teil der Ankunfts-gesellschaft und äußern dementsprechend den Anspruch auf Normalität, Gleichberechtigung und Anerkennung. Bleibt diese Anerkennung aus, dann führt dies nicht selten zu Unzufriedenheit und zur Entwicklung reaktiver Identitäten. Erst durch die Fremdkategorisierung als Migrant/-innen durch die Mehrheitsgesellschaft wird die Herkunftsgesellschaft zur entscheidenden Quelle der eigenen Identität.

Migrant/-innen der zweiten Generation aus der Türkei und dem arabischen Raum fühlen sich häufig durch die Aufnahmegesellschaft nicht anerkannt, fordern eine Akzeptanz ihrer Identität und verfolgen entsprechend eine offensive Grenzpolitik. Das typische Identitäts- und Namensmanagement besteht dann vor allem darin, das Recht, ein normaler Teil der deutschen Gesellschaft zu sein, einzufordern. Das zeigt sich vor allem in Situationen, in denen Migrant/-innen der zweiten Generation diese Normalität nicht zugestanden wird. So reagiert die bosnischstämmige Hanifa – im Kleinkindalter als Kriegsflüchtling nach Deutschland gekommen – gereizt, wenn ihre Lehrerin sie paternalistisch für ihr „gutes Deutsch“ lobt. Für sie stellt die Beherrschung der deutschen Sprache eine Selbstverständlichkeit dar.

Hanifa: Ich hab meine gesamt Schullaufbahn in Deutschland gehabt und in der Abitur-klasse im 12. Jahrgang schreibt mir meine Politikwissenschaftslehrerin unter meine Arbeit: In sehr gutem Deutsch verfasst. Ich denke: Was denn sonst? (GD 5: 711–714)

Auf derartige, die Zugehörigkeit in Frage stellende, Erfahrungen reagieren Migrant/-innen häufig genervt. So erzählt Zeynep von einer Begegnung, während der ihr Gegenüber wissen wollte, woher sie denn eigentlich komme.

Zeynep: Ich hatte letzte Woche so einen, der hatte gesagt: Wo kommst du her? Ich so: ja, ich komme aus. Er: Woher kommst du? Ich so: Ja, aus Köln (lacht). Dann sagt er zu mir so: ne, ne, ich mein schon deine Eltern. Ich so: Ja, meine Eltern kommen auch aus Köln (lacht). Und er so: Ne, ich mein jetzt, woher kommst du wirklich? Ich so: Ja, wirklich! (lacht) Das hat ihn voll auf die Palme gebracht. [Lachen]

Die Frage nach der „eigentlichen“ Herkunft ist für die Interviewten die Erfahrung, als „anders“ kategorisiert zu werden, obwohl sie doch in Deutschland aufgewachsen sind. Auch wenn ihre Diskriminierungserfahrungen sanfterer Natur sind als jene der ersten Generation, so empfinden sie diese häufig als stärker, weil sie in ihrer Selbstwahrnehmung in die deutsche Gesellschaft integrierte Migrant/-innen sind. Gerade diese Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung weckt ihre Kampfbereitschaft.

Wir finden in unseren Interviews eine Reihe von Hinweisen darauf, dass Personen der zweiten Generation mit mehr Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein zu ihrem Namen stehen und entsprechend eine Politik der Grenzüberschreitung und Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft ablehnen, obwohl sie wissen, dass diese Haltung in Deutschland zu Nachteilen führen kann. So erzählt Hanifa, dass sie es sich „nicht nehmen lassen“ wird, ihrem Kind den Namen Mustafa zu geben, obwohl sie weiß, dass dieser muslimische Name in der deutschen Gesellschaft stigmatisiert werden könnte und einen gewissen „Beigeschmack“ hat. Der türkischstämmige Haydar will die gesellschaftlichen Denkmuster ändern und nicht sich selbst. Man selbst müsse nämlich selbstbewusst vorgehen und sich so zeigen wie man ist.

Haydar: Weil ich denke, wir müssen diese Gedanken aus ihren Kopf ändern und dann... wir können's ja nicht ändern, wenn wir das so vorgehen, wie die es gerne wollen, sondern wir müssen so vorgehen, wie wir es gelernt haben, also uns so geben, wie wir sind, und dadurch einfach denen zeigen, dass wir so sind, wie wir sind. (GD 2: 756–759)

Während die erste Generation das Stigma ihrer Namen noch weitestgehend auszublenden versucht, verfolgt die zweite Generation eher eine Strategie der Stigma-Umwertung. Der Name Mohammed soll beispielsweise bewusst vergeben werden, um der deutschen Gesellschaft zu beweisen, dass auch Träger dieses Namens ganz normale Menschen sind. Nagihan betont beispielsweise, dass man zeigen muss, dass Mohammeds ebenso erfolgreich sein können.

Nagihan: Ich finde auch, dass es keine Lösung ist (lacht) und vor allem wie du meinst, dein Cousin ist Immobilienmakler und der heißt Mohammed, dann ist es doch etwas Schönes, wenn man dann sieht: Ah, ein Mohammed kann auch erfolgreich sein. Es gibt auch Ärzte, die heißen so. (lacht) (GD 2: Z. 623–625)

Generationale Unterschiede bei anderen Migrant/-innengruppen

Migrant/-innen der *ersten Generation* der anderen – häufig aus Mittel- und Osteuropa kommenden – Gruppen nehmen im Unterschied zu muslimischen Migrant/-innen aus der Türkei und den arabischen Ländern die Grenze zwischen sich und der deutschen Mehrheitsgesellschaft als weniger rigide war und zeigen sich zugleich stärker bereit, sich an die neuen Kontextbedingungen des Ankunftslandes

anzupassen. Sie verfolgen eher assimilative Strategien der Grenzpolitik und in erster Linie eine Politik der Grenzaufweichung und Grenzüberschreitung. Das zentrale Leitmotiv bei der Vergabe von Vornamen besteht darin, den eigenen Kindern mögliche Diskriminierungserfahrungen zu ersparen. So hat beispielsweise Taisija, deren Name oft falsch ausgesprochen wird, ihren Kindern bewusst einen einfach auszusprechenden und in Deutschland geläufigen Namen gegeben.

Taisija: Ich hab Zwillinge und hab die extra nicht so einen Namen gegeben, wie bei mir, das ist also extrem, dass meine Namen wird total anders ausgesprochen Und deshalb und das ist / Hab ich gesagt, ne, für meine Kinder will ich das nicht, und deswegen mein Sohn ein heißt Philipp und der andere William. (GD 10: 250–254)

Auch die polnischstämmige Agnieszka betont im Interview, wie schwer sie es mit ihrem sehr exotischen Namen in Deutschland gehabt hat. Die Namensvergabe an die Kinder versteht sie deshalb als ein „Zugeständnis an die Zukunft“. Durch Namen, die sowohl in Deutschland als auch in Polen – wenn gleich in unterschiedlichen Schreibweisen – üblich sind, soll in sehr moderater und dosierter Form die Herkunft markiert werden, vor allem aber das Leben der Kinder in der deutschen Gesellschaft vereinfacht werden.

Während Angehörige der ersten Generation sich noch als Migrant/-innen bzw. Fremde wahrnehmen, übertritt die *zweite Generation* diese symbolische Grenze und inszeniert sich mit Selbstverständlichkeit als Deutsche. Sie berichten nicht von derart starken und die Identität prägenden Diskriminierungserfahrungen, sondern heben ihr eher unproblematisches und normales Leben in Deutschland hervor. So betont beispielsweise der polnischstämmige Janek, dass er im Alltag überhaupt nicht das Gefühl hat, als Pole wahrgenommen zu werden. Er hat das Gefühl, dass er weder durch sein Aussehen noch durch seinen Nachnamen (Kowalski) als Ausländer kategorisiert wird. Sein Name sei zwar polnisch, aber in Deutschland sehr weit verbreitet und bekannt. Entsprechend nimmt er die Grenze zwischen dem Deutschen und dem Polnischen als nicht vollkommen rigide, sondern als mehr oder weniger durchlässig wahr.

Der skizzierte Unterschied zwischen den beiden Generationen manifestiert sich auch in der Praxis der Namensvergabe. Während die erste Generation noch auf die Verträglichkeit der Namen mit deutschen Gewohnheiten geachtet hat, spielen derartige Überlegungen bei der zweiten Generation der von uns interviewten Personen kaum eine Rolle mehr. So denkt beispielsweise die polnischstämmige Wiktoria überhaupt nicht in den Kategorien „deutsch“ oder „polnisch“. Es ist ihr nur wichtig, dass der Name schön ist.

Interviewer: Aber wäre es dir auch wichtig einen Namen zu nehmen, der in Polen auch geläufig und gängig ist und den man dort auch kennt oder kann es auch ein ganz deutscher Name sein?

Wiktoria: Also eigentlich ist es mir nicht so wichtig, nur halt er sollte schön sein. Und halt nicht so wie Ramona, den finde ich nicht schön. (...) Aber halt Namen, die man einfach so aussprechen kann, dann ja, dann ist eigentlich egal, Hauptsache, die hören sich gut an. (GD 12: 205–212)

Die Namensgebungspraxis orientiert sich hier weniger an der spezifischen Situation von Migrant/-innen, sondern rekurriert auf Kriterien, die wir von Eltern der autochthonen Bevölkerung kennen: Ästhetische Merkmale sowie die Verteilung und Trendverläufe von Vornamen werden zu relevanten Bezugsgrößen, die die Wahl eines Vornamens steuern.

Dominik: Ich weiß nicht. Es gibt so viele Namen, die ganz toll sind, auch vom Klang und von der Schreibweise. Aber ich will halt keinen Namen nennen / Aber wenn ich sagen kann, dass ich einen Namen aussuchen würde für irgendwas, dann möchte ich, dass der Name einzigartig klingt, weniger da ist. (GD 16: 164–167)

Nicht die Markierung einer Gruppenidentität ist für den polnischstämmigen Dominik das entscheidende Kriterium bei der Wahl eines Namens, sondern dessen Klang und Einzigartigkeit.

Zusammenfassung

Auf der Basis von elf Gruppendiskussionen mit Migrant/-innen unterschiedlicher Herkunft und sechs Gruppendiskussionen, an denen jeweils zwei Generationen einer Familie teilgenommen haben, sind wir der Frage nachgegangen, (1) ob sich die erste und zweite Generation von Migrant/-innen in der Wahrnehmung der symbolischen Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischer Minderheit unterscheiden und (2) welche verschiedenen Strategien des Umgangs mit der symbolischen Grenzziehung die beiden Generationen entwickelt haben.

Bezüglich der ersten Frage zeigt sich, dass die von uns interviewten Personen der ersten und zweiten Generation die symbolische Grenze zwischen sich und der Mehrheitsgesellschaft in der Tat unterschiedlich erfahren haben. Hinter diesem Generationsunterschied steckt wahrscheinlich ein Kohorteneffekt, der wiederum einen gesellschaftlichen Wandel spiegelt. Nicht nur stellen Migrant/-innen einen immer größeren Anteil an der Gesamtbevölkerung dar, auch das Selbstverständnis der Bundesrepublik hat sich insofern verändert, als sie sich zunehmend als Einwanderungsland versteht und die Anwesenheit von Migrant/-innen zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Während die erste Generation mehr von Erfahrungen der Exklusion und der Grenzschießung berichtet, scheint die symbolische Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischen Minderheiten aus der Perspektive der zweiten Generation und aus der Sicht sehr junger Migrant/-innen der ersten Generation permeabler geworden zu sein. Dieser Prozess der Grenzaufweichung gilt aber nicht bzw. in geringerem Ausmaß für Migrant/-innen aus dem türkisch-arabischen Raum. Sie machen insofern eine ambivalente Erfahrung als sie einerseits sehen, dass Migration etwas Selbstverständliches geworden ist, sie andererseits selbst aber als Muslime häufig ausgegrenzt werden. Die Erfahrung einer Grenzöffnung überlagert sich hier mit der Erfahrung einer Grenzkontraktion.

Auch im Hinblick auf die Frage nach den Strategien der Grenzarbeit finden wir Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Generation. Aber auch diesbezüglich muss man zwischen den türkisch-arabischen Migrant/-innen und den anderen Migrant/-innengruppen unterscheiden. Sowohl die erste als auch die zweite Generation der türkisch-arabischen Migrant/-innen nehmen eine symbolische Grenze zwischen sich und der Mehrheitsgesellschaft wahr. Doch während die erste Generation diese Grenze noch weitgehend akzeptiert, fühlt sich die zweite Generation trotz ihrer guten strukturellen Integration von der Mehrheitsgesellschaft diskriminiert und greift die von der Mehrheitsgesellschaft gezogene symbolische Grenze an. Beide Generationen vergeben zwar ähnliche Namen, sie tun dies jedoch aus ganz unterschiedlichen Motiven. Während die erste Generation aufgrund einer vorreflexiven Verbundenheit mit dem Herkunftsland auf dort traditionell vergebene Namen zurückgreift, erfolgt der Rückgriff auf diese Namen in der zweiten Generation sehr bewusst und intentional. Man ist sich der damit einhergehenden möglichen Stigmatisierung bewusst, möchte aber mit der Namenspolitik gegen die symbolische Exklusion aufbegehren und protestieren.

Im Gegensatz zu arabischen und türkischen Migrant/-innen nehmen die von uns interviewten Migrant/-innen der anderen Gruppen die symbolische Grenze zur Mehrheitsgesellschaft als weitaus durchlässiger wahr. Sie wählen aus diesem Grund eher assimilative Strategien der Grenzpolitik. So glaubt die erste Generation im Gegensatz zu ihrem türkisch-arabischen Pendant, dass es möglich ist, sich der symbolischen Grenze anzupassen bzw. sie zu überwinden. Sie vergeben Namen, die sowohl in ihrem Herkunftsland als auch in der Ankunftsgesellschaft gängig und bekannt sind.

Während sich die erste Generation um eine Aufweichung der symbolischen Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und Minderheit bemüht, nimmt die zweite Generation kaum noch eine Grenze wahr. Aus ihrer Sicht hat sich die Grenze weitgehend aufgelöst. Ihre Grenzpolitik besteht deshalb darin, keine Grenzpolitik mehr betreiben zu müssen, weil sie sich in die deutsche Gesellschaft integriert fühlen. Sie interpretieren sich als normale Deutsche und orientieren sich auch in ihrer Namensvergabepraxis an der Mehrheitsgesellschaft. Die beschriebenen Unterschiede in der Grenz Wahrnehmung, der Grenzpolitik und im Namensmanagement haben wir in der folgenden Tabelle noch einmal zusammengefasst. Dass die Aussagenreichweite unserer Untersuchung aufgrund der geringen Fallzahl sehr begrenzt ist, versteht sich von selbst.

Tabelle. Grenz Wahrnehmungen und Grenz arbeit von Migrant/-innen der ersten und zweiten Generation differenziert nach Herkunftsgruppen

Migrationsherkunft und Generationszugehörigkeit	Wahrnehmung der Grenze	Bevorzugte Strategie der Grenz arbeit	Umgang mit einer möglichen Stigmatisierung	Dominante Handlungsorientierung
Erste Generation: Türkei und arabischer Raum	Klare Grenze zwischen Mehrheit und inferiorer Minderheit	Akzeptanz der Grenze: vorreflexive Orientierung an Tradition und Herkunft	Stigma ausblenden	„Was denn sonst?“
Zweite Generation: Türkei und arabischer Raum	Trotz struktureller Integration Erfahrungen der Grenzkontraktion	Umwertung der Grenze: reflexiver und selbstbewusster Kampf um Anerkennung der Herkunftsidentität	Stigma in Frage stellen	„Jetzt erst Recht!“
Erste Generation: andere Herkunftsländer	Klare Grenze zwischen Mehrheit und inferiorer Minderheit	Aufweichung der Grenze: assimilative und strategische Annäherung an die Grenze	Stigma minimieren	„Es beiden Seiten Recht machen.“
Zweite Generation: andere Herkunftsländer	Grenzaufweichung: Akzeptanz der Minderheit durch die Mehrheit	Überschreitung der Grenze: selbstverständliche Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft	Kein Stigma	„Es mir selber Recht machen.“

Literatur

- Gerhards, Jürgen und Buchmayr Florian. 2018. Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Generation von Migrantinnen in der Wahrnehmung symbolischer Grenzen und in den Strategien ihrer Grenzarbeit. *Berliner Journal für Soziologie* 28. Online First.
- Wimmer, Andreas. 2008. Elementary Strategies of Ethnic Boundary Making. *Ethnic and Racial Studies* 31:1025-1055.